Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **114 (2018)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
114. Jahrgang (2018), Heft 2, S. 115–140

Buchbesprechungen
Comptes rendus de livres

Bedal, Albrecht: Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg und seinen Freilichtmuseen.
Hg. von der Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Schwäbisch Hall: Selbstverlag, 2018, 373 S., Ill.

Seit den 1980er-Jahren hat sich in der Erforschung ländlicher Gebäude auch in Baden-Württemberg Spektakuläres getan. Hausforscher mit völlig neuen Ansätzen, Methoden und Zielvorstellungen traten auf den Plan: Das Landesamt für Denkmalpflege widmete sich vermehrt Objekten auf dem Land und dokumentierte bestehende oder abgehende Gebäude, regionale Freilichtmuseen in sieben Landesteilen wurden gründet, bekamen seit den 1980er-Jahren besonders ausgefeilte Untersuchungsmethoden an die Hand und erweiterten ihre Forschungsziele, freie Bauforscher wurden von sich aus tätig oder bekamen staatliche Untersuchungsaufträge tiefgehenderer Art. Doch nirgends sah man die Ergebnisse bisher zusammengefasst. Sie waren meist nur den sich darum bemühenden Forschern zugänglich, versteckt in Archiven der einschlägigen Institutionen. So kommt es, dass immer noch obsolete Vorstellungen von ländlichen Gebäuden herumgeistern, da ältere, überholte Literatur eher zugänglich ist und immer noch als massgeblich zitiert wird. Damit ist jetzt Schluss.

Denn ein grundlegendes Buch zur Hausforschung in Baden-Württemberg ist erschienen. Es nimmt die aufgefundenen Bauernhäuser Baden-Württembergs vor 1700 in den Blick und erlaubt Schlussfolgerungen auch für die Zeit danach. Der Autor Albrecht Bedal, Architekt, renommierter Bauhistoriker und langjähriger Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Schwäbisch Hall-Wackershofen, erläutert im Vorwort seine Grundanliegen, unter anderem: ein grundsätzliches Manko in der baden-württembergischen Bauernhausforschung zu beheben, das – anders als im bayerischen Franken mit den vergleichsweise frühen Forschungen etwa Konrad Bedals – darin bestand, dass der Einzelobjektuntersuchung keine vergleichende Forschung folgte und dass es trotz aller Bemühungen immer noch zu viele wenig beachtete Gebäude gab. Dies führte auf grundlegende Irrwege in der historischen Hausforschung.

Ein «lebendiger Kulturschatz» (S. 12) stehe uns in den erhaltenen, wenn auch oftmals veränderten Relikten entgegen, der «besser als es allein Archivalien und einzelne Stücke in Museen vermögen» (S. 12), vom Leben unserer Vorfahren berichten könne. Wenn man ihn, so ist hinzuzufügen, denn endlich mit der richtigen Methodik entschlüsselt. Und diese gewaltige Aufgabe hat sich der Autor zum Ziel gesteckt. Und auch die Aufgabe, jene bedeutenden «Sachzeugnisse der eigenen Geschichte» (S. 21)

konkret zu benennen, die trotz ihrer möglichen Aussagen für die Landesgeschichte vielfach ungenügend gewürdigt worden seien, wie etwa das älteste aufgefundene Haus in Ingelfingen, das auf 1295 datiert ist und das, «stünde so ein altes Haus in den Niederlanden oder der Schweiz [...] zum Nationaldenkmal erklärt worden wäre» (S. 21).

Die angesprochenen Irrwege und Fehlstellen systematisch aufzudecken, endlich sozusagen mit einem modernen wissenschaftlichen Instrumentarium auf der Grundlage der seit vielen Jahren erbrachten Forschungen Vergleiche anzustellen, hierzu ist Albrecht Bedal unter anderem also mit seinem Buch angetreten. Dies erforderte, wie sich leicht nachvollziehen lässt, neben den bereits vorliegenden reichen Ergebnissen aus seiner vierzig Jahre währenden Forschungstätigkeit eine spezifische, mehrjährige Rechercheaktion, um ein Regionen übergreifendes, aussagekräftiges und vor allem auch aktuelles Material zusammenzubekommen.

Kontakte zum Landesamt für Denkmalpflege, zu freien Bauforschern und zu den Freilichtmuseen wurden genutzt, und das Ergebnis sind über tausend dendrochronologisch zwischen 1295 und 1699 datierte Bauernhäuser.

Der formale Aufbau des Buches folgt im Hauptteil den architekturtechnischen und -geschichtlichen Kriterien und stellt viele Fachbegriffe erstmals systematisch dar, wobei diese auch für den Laien verständlich en passant erläutert werden: Die einzelnen Kapitel sind gewidmet dem Baustoff Holz, der Verwendung unterschiedlicher Holzarten durch die Zeiten, den historischen Holzverbindungen, der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Methode der Dendrochronologie für die zeitliche Einordnung, den spätmittelalterlichen Hausformen und Konstruktionen, sodann dem Fachwerkgerüst vom Ständerbau bis zum abgebundenen Stockwerksbau in all seinen technischen Varianten und in der Entwicklung seiner Funktionen von der einfachen Statik bis zum ästhetischen Blickfang und zur sozialen Repräsentation. Hierbei gibt es durch umfangreiche Vergleiche neue Entdeckungen. Es folgen Beschreibungen des Hochgerüsts, des Dachgerüsts und des Kniestockgerüsts. In diesen Kapiteln, aber nicht nur hier, führt Albrecht Bedal sein ganzes Können als Bauhistoriker in Vollendung vor. Dabei hat er konsequent die rechtlichen, sozialen, geografischen und klimatischen Rahmenbedingungen im Auge, die die technischen Entwicklungen des Hausbaus beeinflussen. Durch diese Vorgehensweise ist das Buch auch für Kulturwissenschaftler und Vertreter anderer Wissenschaftsrichtungen von Interesse.

Innovationen im Hausbau im Übergang zur Neuzeit schliessen sich an, wobei insbesondere die Frage erörtert wird, ob infolge des Dreissigjährigen Krieges ein Einschnitt festzustellen ist. Es folgt in funktionaler Betrachtungsweise eine Analyse der Grundrissvariationen der Bauernhäuser und der landwirtschaftlichen Nebengebäude. Dann ein Vergleich der Regionen Baden-Württembergs mit den benachbarten Gebieten in Mittelfranken, den angrenzenden Kantonen der Schweiz und Departements des Elsass sowie in der Südpfalz. Dort, so das Ergebnis, gibt es korrespondierende Hausformen; erst bei grösserem Abstand verändern sich die Baugewohnheiten.

Im letzten Kapitel erfährt man, welche ländlichen Gebäude mit Baujahr vor 1700 in eines der sieben regionalen Freilichtmuseen Baden-Württembergs aufgenommen worden sind. Es sind eine ganze Menge, viele davon in einmalig akribischer Weise untersucht, die nur möglich durch das Auseinandernehmen der Gebäude zum Zweck der Versetzung und durch die seit den 1980er-Jahren in geradezu revolutionärer Weise verfeinerten Bauaufnahmen und wissenschaftlichen Methoden, die nach Be-

dal eine «Neuerfindung der Bauforschung» (S. 15) sind und eine Entwicklung zur «Bauarchäologie» (S. 15) bewirkten. An dieser Stelle wird dem Leser deutlich, welch wichtige Rolle diese Freilichtmuseen in den letzten Jahrzehnten gespielt haben bei der Dokumentation ländlicher Architektur- und Kulturgeschichte, so sie ihrer Hauptaufgabe, der zeitgemässen Erforschung ihrer translozierten Gebäude, nachgekommen sind. Der Band wirft aber einen Blick weit darüber hinaus und führt die dendrochronologisch datierten ländlichen Gebäude von vor 1700 in ganz Baden-Württemberg tabellarisch auf, hauptsächlich fussend auf bisher grösstenteils schwer zugänglichen Untersuchungen der Denkmalbehörde und freier Bauforscher. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und Abbildungshinweise schliessen das Buch ab.

Das Werk ist verständlich, geradezu eloquent geschrieben und gerade auch für interessierte Laien geeignet. Der Text wird aufgelockert durch eine beeindruckende Anzahl Erläuterungsspalten, Bauzeichnungen und Quellen im jeweiligen Kontext. Hervorzuheben sind die ebenfalls zahlreichen, vom Autor aktuell aufgenommenen und erstmals veröffentlichten Fotografien historischer Gebäude.

Eines wird in diesem Buch deutlich: Der immer noch kursierende Terminus «Hauslandschaft» sollte endlich zu Grabe getragen werden. Für Bauhistoriker ist er schon lange obsolet, doch die systematische Hausforschung im bedalschen Sinne, auch schon die (nur lückenhaft publizierten) Forschungen einiger baden-württembergischer Freilichtmuseen der letzten Jahrzehnte, bringen dies nun gültig zutage. Haustypen finden sich nun einmal nicht eindeutig nach Landschaften sortiert. Haustypen und Baukonstruktionen, auch innere Hauseigenheiten können in verschiedenen Landschaften in gleicher oder ähnlicher Weise vorkommen, wobei landschaftliche Besonderheiten sich meist auf Äusserlichkeiten beziehen und eben nicht auf den Haustypus, wie Bedal überzeugend nachweist. Dass sich bestimmte Regionen aufgrund eines einzigen Haustypus fest abgrenzen liessen, beruht somit auf wissenschaftlich nicht belegbaren Annahmen, auf einer eingeengten Sichtweise lokaler und regionaler Hausforscher der 1930er- bis 1960er-Jahre, die anderes aus unterschiedlichen Motiven und Ideologien nicht sehen konnten oder wollten und die oftmals die von ihnen beschriebenen Gebäude gar nicht betreten hatten. So wurden in einer Landschaft Haustypen, die diese Thesen widerlegt hätten, bewusst missachtet, wegen des engen Blicks auf altertümlich erscheinende Gebäude nicht entdeckt oder als nicht massgeblich eingestuft. Noch dazu wurden zeitliche Ebenen und Bauentwicklungen durcheinandergeworfen. So ist für die Zukunft zu empfehlen, nicht mehr von «Hauslandschaften», sondern von «Häusern in einer Landschaft» (S. 31) zu sprechen, die verschiedenen, gleichen oder ähnlichen Typs sein können. Nur die vom Autor exerzierte vergleichende Bauforschung, die auf modernen wissenschaftlichen Methoden fusst, also Dendrochronologie, Konstruktions- und Funktionsuntersuchungen, Putz- und Farbuntersuchungen, Archivforschung und, wo möglich, die Befragung von Zeitzeugen einschliesst, kann beurteilen, was regionalspezifisch ist und was ebenso in anderen Regionen vorkommt.

Ist es nicht erhellend, dass im Ergebnis der Untersuchungen für einen bestimmten Haustyp oder für bestimmte innere Hauseigenheiten weniger die Region ausschlaggebend ist als die Topografie, die Wirtschaftsform, das Klima, die Bodenbeschaffenheit oder, ganz wichtig, die rechtlichen und sozialen Rahmenbedingungen? Dies ist Aufklärungsarbeit im besten Sinne, denn damit kommen sich die Menschen verschiedener Regionen doch eher näher, wenn sie feststellen, dass sie sich gar nicht so sehr unterscheiden,

wenn sie unter ähnlichen Bedingungen leben. Oder wenn ärmlichere Regionen erfahren, dass ihr bescheidenerer Hausbau in geschichtlicher Zeit nicht daran liegt, dass sie es eben nicht besser konnten, sondern dass die Rahmenbedingungen, mit denen sie zurechtkommen mussten, eben nicht mehr zuliessen. So geht also mit dem Aufgeben des Begriffs «Hauslandschaften» nichts verloren, im Gegenteil, es führt, wie gesagt, die Regionen Baden-Württembergs – und darüber hinaus – enger zusammen. Auch diesen neuen Blick auf die Dinge ermöglicht das Buch.

Bauforschung im bedalschen Sinne ist kein Selbstzweck, sie dient letztendlich dazu, den Menschen und sein berufliches, gesellschaftliches und privates Handeln zu verstehen, das sich *auch* im Hausbau niederschlägt. Wenn ein Gebäude im Laufe der Jahrhunderte verändert wird, dann interessiert eben nicht nur, mit welchen Mitteln und Baustoffen das technisch bewerkstelligt wurde – dies zu ergründen ist natürlich zunächst einmal unerlässlich –, sondern auch, aus welcher Motivation heraus der Mensch sich dazu angetrieben fühlte, was ihm materiell zur Verfügung stand, was ihn zum Beispiel beruflich oder aus familiären Motiven oder aus Gründen sozialen Auf- oder Abstiegs dazu angetrieben hat. Daher ist kontextuale Hausforschung, vergleichend und flächenbezogen wie bei Bedal, weit mehr als Bauforschung im engeren Sinn, nämlich ein In-Beziehung-Setzen unter Einschluss der Kultur- und Sozialwissenschaften.

Bedal, so schreibt er im Vorwort, «möchte einen Beitrag leisten zum Verständnis der alten Bauten und helfen, auch die heute oft unscheinbaren, grauen, heruntergekommenen, aber mit historischen Werten ausgestatteten Gebäude draussen in den Dörfern und Weilern in ihrer Bedeutung für unsere Kulturgeschichte zu erkennen und schätzen zu lernen» (S. 13). Dies ist ihm vollständig gelungen. Nachzuweisen, warum das historische Bauernhaus ein Kulturschatz ist, wie dies am Anfang des Buches postuliert wird, dabei folgerichtig den unvoreingenommenen Blick gerichtet zu haben gerade auch auf früher missachtete, scheinbar unscheinbare Gebäude, die einen solchen Schatz genauso wie augenfälligere Gebäude bergen können und deren Beachtung unabdingbar für ein vollständiges Bild ist, dabei das Blickfeld entscheidend zu erweitern und darüber hinaus historische Dreh- und Angelpunkte entdeckt zu haben, an denen keiner mehr vorbeikann – dies ist das grosse Verdienst seines Buches. Es ist ein unschätzbarer Beitrag, ein Standardwerk nicht nur zur Architekturgeschichte Baden-Württembergs, sondern auch ein Meilenstein auf dem Weg zu einer wahrhaften Geschichte dieses Bundeslandes.

Es wäre zu wünschen, dass sich dieses im Selbstverlag erschienenen grossartigen Werkes in einer weiteren Auflage ein Verlag annimmt. Denn es ist ihm eine weite Verbreitung zu wünschen.

THOMAS NAUMANN

Bollmann, Beate: Qualitäten kleiner (Heimat-)Museen. Ein Leitfaden.

Münster: Waxmann, 2017 (Neue Heimatmuseen, Bd. 4), 76 S., Ill.

Neben den grossen, international bekannten Museen und den vielen mittleren Institutionen, die es heute in fast jedem Land gibt, sind es die kleinen Museen von lokaler Bedeutung, die vermehrt in den Fokus des Interesses rücken. Sie werden oft «Heimatmuseum» genannt, weil sie von lokaler oder regionaler Reichweite sind, auch weil sie die nähere Umgebung als Heimat erscheinen lassen, indem sie Wissens- und Liebenswertes darüber zeigen und erläutern. Sie tragen zur Bedeutung einer Gegend bei, lassen Geschichte aufleuchten und bewahren Vergangenes und Gegen-

wärtiges im kollektiven Gedächtnis. Die «neuen Heimatmuseen» sind als Produktionsstätten des Wissens erkannt worden und sollen das alte, angestaubte Image von zufälligen Sammelsurien endgültig verlieren, das ihnen bis vor Kurzem oft noch anhaftete. Es braucht allerdings einigen guten Willen sowohl von den Museumsakteurinnen und -akteuren wie auch vom Publikum her, um den Heimatmuseen ihre neue, wesentliche Identität zu verleihen.

Beate Bollmann ist Museumswissenschaftlerin und Dozentin, sie hat mit ihrem Leitfaden ein handliches Buch geschaffen, das den meist ehrenamtlichen Betreiberinnen und Betreibern von Heimatmuseen hilft, ihre Arbeit sowie die Besonderheit «ihres» Museums zu verstehen, zu erklären und auch zu verbessern. Tatsächlich ist es so, dass Museen weltweit nach neuen Wegen suchen, um neue Besucher, aber auch neue Geldgeber zu motivieren. Die lokalen Museen wurden von dieser Bewegung ebenfalls erfasst, geht es doch um gleiche Ziele mit anderen Mitteln. Die Vorteile von Heimatmuseen sind Kleinräumigkeit und Nähe, lokales Erfahrungswissen und praktische Anwendung der ausgestellten Objekte, hohe Motivation der Mitarbeitenden und Teamwork sowie, last, but not least, die Bedeutung des Museums als Treffpunkt unter Beteiligung der lokalen oder regionalen Bevölkerung und damit um eine Stärkung basisdemokratischer, zivilgesellschaftlicher Elemente, die sich auch politisch auswirken können.

Ziel des Leitfadens ist die Stärkung der Selbstevaluation der Museumsakteurinnen und -akteure. Dazu bietet die Autorin nicht nur Hinweise auf die oben genannten Schwerpunkte, sondern begleitet sie mit Fragen und möglichen Antworten sowie Methodentipps zu jedem Abschnitt (als interessantes Beispiel verweise ich auf die «Sechs-Hüte-Methode», S. 69–71). Der Leitfaden ist grafisch ansprechend gestaltet und enthält am Schluss weiterführende Literatur. Das Anliegen der Autorin ist klar, die Mitarbeitenden zur Selbstreflexion, zur Vermittlung der Besonderheit ihres Museums und zu einem intensiveren Austausch mit dem Publikum zu ermutigen. Letztlich sollen und können auch ganz kleine Museen einen Beitrag zu Wissen und Wissenschaft leisten – gerade durch den Einbezug von Erfahrungswissen und Emotionalität.

PAULA KÜNG-HEFTI

Bourdon, Jacques-Olivier: Le plancher de Joachim. L'histoire retrouvée d'un village français.

Paris: Belin, 2017, 253 S., Ill.

Jacques-Olivier Bourdon stiess 2009 bei Recherchen für ein Buch anlässlich der 200-Jahr-Feier der *cents jours*, der erneuten Machtübernahme Napoleons nach seiner Verbannung auf Elba 1815, im Château de Picomtal in Crots (ehemals Les Crottes, Departement Hautes-Alpes) auf die Aufzeichnungen des Schreiners Joachim Martin (1842–1897).

Martin hat in den 1880er-Jahren das Parkett des Schlosses verlegt und auf den Unterseiten der Planken seine Gedanken sowie Episoden aus seinem Leben und Anekdoten aus der Gemeinde niedergeschrieben. Wahrhaftig eine interessante Quelle! Insgesamt sind autobiografische Quellen von Angehörigen der Unterschicht rar, wobei gelegentlich von Handwerkern Lebensberichte überliefert sind. Darunter finden sich viele Schreiner, wohl auch weil sie bei der Arbeit permanent einen Stift zur Hand haben. Bei Martins Aufzeichnungen handelt es sich um Ego-Dokumente, wo sich ein historisches Subjekt über sich äussert: «[...] leur auteur livre ses pensées, ses réflexions, sans tabou, car il sait qu'il ne sera pas lu, du moins de son vivant» (S. 9). Dennoch drückt Joachim Martin den Wunsch, gelesen zu werden, deutlich aus,

wenn er seinen zukünftigen Nachfolger mehrmals mit «ami lecteur» (S. 13) anspricht. Das Parkett wurde erst 120 Jahre später restauriert. Insgesamt sind heute 72 Texte (im Umfang von etwa 4000 Worten) bekannt, die von einigen wenigen Worten bis zu ein paar Zeilen reichen. Wahrscheinlich harrt noch mehr der Entdeckung, da noch nicht alle Böden restauriert wurden.

Der Wert dieser Texte liegt darin, dass sie erlauben, das alltägliche Denken und Fühlen nachzuzeichnen, und so gutes Material für eine Mikrohistorie einer dörflichen Gesellschaft zu Beginn der dritten Republik (1870–1940) abgeben (S. 11). *Le plancher de Joachim* ist in zwei Teile gegliedert. Im umfangreichen ersten Teil gelingt es Bourdon, eine vergangene Welt wiederzuerwecken und ein Dorf und seine Bewohner sichtbar werden zu lassen, der zweite enthält die Schriften Joachim Martins.

In den frühen 1880er-Jahren umfasste Les Crottes, bestehend aus dem Dorf und etwa sechzig Weilern, rund 1330 Einwohner, wobei das Dorf 221 Einwohner zählte. Landwirtschaft, aber auch Handwerk stellten die wichtigsten Erwerbsquellen dar. Im 19. Jahrhundert gab es eine Immigration aus der Schweiz und dem Piemont, wobei die Leute relativ rasch und problemlos in die Dorfgemeinschaft integriert wurden; so stammte zu Martins Lebzeiten einer der Bürgermeister von piemontesischen Einwanderern ab.

Joseph Joachim Martin wurde 1842 in Crottes geboren, sein Vater war ebenfalls Schreinermeister, aber es wurde auch noch Landwirtschaft betrieben in der Familie. Die Mutter entstammte einer protestantischen Familie, die Eltern waren aus dem Grund nur zivil getraut, Martin wurde im katholischen Glauben erzogen. Über seinen Schulbesuch ist wenig bekannt. Martin schreibt in korrektem Französisch, es finden sich keine Spuren des *patois*; das ist auffällig zu einer Zeit, in der das *patois* in den Schulen zur Vermittlung des Französischen Verwendung fand. Wiederholt schimpft er über das Bildungsniveau seiner MitbürgerInnen – so über die Gemeinderäte: «Ignorance complète, sur 7 conseils il y a 4 ou 5 qui ne savent lire» (S. 150). Seine Wertschätzung des Lesens und Schreibens (und der Bildung) ist eventuell ein ideelles Erbe des Protestantismus seiner Mutter, wie Bourdon mutmasst.

Mit 25 heiratet Martin Marie-Virginie Robert, die Tochter eines ehemaligen Bürgermeisters von Les Crottes. Diese Liebesheirat war für sie ein sozialer Abstieg, was ihre Familie Martin oft spüren liess und er in seinen Notizen immer wieder thematisiert.

Er spricht wenig über seinen Beruf, wiederkehrend ist hingegen die Klage über den Lohn, der ihm für seine Arbeit bezahlt wird: «22 ans de travail et pas un sou à la poche» (S. 77). Auch im Zusammenhang mit seinen Mahlzeiten und dem, was sie kosten, thematisiert er seinen Verdienst mehrmals. Effektiv wird der Grossteil seines Verdienstes für die Ernährung der Familie ausgegeben. Die steigenden Lebenshaltungskosten sind ein Dauerthema, als Beispiel bezieht er sich auf den Preis des Hektoliters Wein (S. 83), effektiv gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beim Wein eine massive Preissteigerung wegen der Reblauskatastrophe. Als Schuldige dieser Preissteigerung macht Martin aber die Eisenbahnarbeiter und die Gefängnisinsassen in Embrun, der nächstgrösseren Gemeinde in der Ebene, aus. Die Eisenbahnlinie sorgte ab den späten 1880er-Jahren dafür, dass sich das Angebot an Nahrungsmitteln auf Kosten der lokalen Landwirtschaft diversifizierte. Martin schrieb noch vor der Vollendung der Eisenbahnstrecke, also bevor diese Entwicklung sich deutlich manifestierte. Wie sein Vater ist auch er als Bauer tätig und gibt Auskunft über Ernte und Wetter, was als Ausdruck seiner Verpflichtung, die

Familie zu ernähren, zu sehen ist. Seinem Selbstverständnis nach ist er aber kein Bauer, sondern Handwerker und Musiker; wie in seiner Jugend musiziert er auch als verheirateter Mann auf Festen und ist Geselligkeit nicht abgeneigt.

Teilweise finden sich Hinweise auf politische Ereignisse, gerne kritisiert er die Bürgermeister, auf Gerüchte geht er immer wieder ein; so über den Bürgermeister einer Nachbarsgemeinde, der in Amerika reich geworden ist.

Martin dichtet allen möglichen Leuten, insbesondere älteren Frauen, amouröse Abenteuer an (zum Beispiel S. 62). Dabei werden Themen angeschnitten, die er mit seinen Zeitgenossen kaum verhandelt hätte. Dass er als Schreiner in den Häusern ein- und ausging, mag ihm einen privilegierten Einblick ins Privatleben der Gemeinde ermöglicht haben. Er interessiert sich besonders für (illegitime) Sexualität und daraus resultierende Infantizide und Skandale. Besonders einen Jugendfreund sieht er in solche Geschichten involviert, er stellt ihn gar mit Jean-Baptiste Troppmann und anderen Verbrechern der damaligen Zeit auf eine Stufe. Bei den entsprechenden Notizen bleibt unklar, ob Martin Erinnerungen wiedergibt oder eher den Fall um Judith Bernard, die 1879 in Gap wegen Konkubinat und Beihilfe zur Kindstötung vor Gericht stand, mit Dorfklatsch vermischt. So finden *faits divers* immer wieder Erwähnung, wenn er sich über seine Nachbarn auslässt. Martin bezichtigt Leute aus seinem Umfeld zahlreicher Verbrechen, während, vom Archivmaterial her zu schliessen, die Verbrechensquote in Les Crottes zu der Zeit ausgesprochen niedrig ist. Handelt es sich um eine Kompensationsstrategie Martins, um Ärger und Konflikte abzubauen? Während die Sexualität der anderen immer wieder ein Thema ist, schreibt er nie über die eigene. Nach 1877 hatten er und seine Frau Marie-Virginie keine Kinder mehr. War das das Resultat einer konsequenteren Verhütung oder von Abstinenz? Das zweite ist wahrscheinlicher, Wissen über Empfängnisverhütung war gegen Ende des 19. Jahrhunderts wenig bekannt, zudem waren die praktizierten Methoden unzuverlässig.

Konstant sind die Klagen über Abbé Largier (1871–1886 Pfarrer in Les Crottes). Mit seiner Ablehnung war Martin nicht allein; die Gemeinde wollte Largier 1884 mittels einer Petition loswerden, er kümmere sich zu sehr um Frauen, interessiere sich für Art und Häufigkeit der ehelichen Sexualität und stifte Unfrieden in den Haushalten. Martin und seine Frau haben die Petition gleich nach dem Bürgermeister unterschrieben. Vier Begleitbriefe zur Petition sind erhalten, darunter einer von Martin. Diese vermögen den dörflichen Konflikt etwas zu erhellen. Interessanterweise wünscht sich die Gemeinde als Ersatz einen protestantischen Pfarrer. Ein Grund für die Ablehnung Largiers mag gewesen sein, dass er auch als Heiler und Mediziner tätig war; einer der Söhne der Familie Martin soll im Kindesalter deswegen ein Auge verloren haben. Die Tätigkeit als Heiler war im 19. Jahrhundert in Frankreich unter Priestern durchaus verbreitet, da die Ärztedichte generell gering war, im Departement Hautes-Alpes noch geringer. Diese Situation sollte sich erst gegen 1900 ändern.

Die Aufzeichnungen von Joachim Martin legen Zeugnis ab von einer sich verändernden Welt. Die Ankunft der Eisenbahn in den späten 1880er-Jahren hat diese Entwicklung noch beschleunigt. Martins Familie war von dieser Entwicklung ebenfalls betroffen, drei der vier Kinder verliessen das Dorf, zurück blieb nur der ledige, einäugige Sohn.

Etwas noch zum Château de Picomtal: Seit den 1870er-Jahren befand es sich im Besitz der Familie Roman, die den Auftrag, neue Böden zu verlegen, an Martin vergab. Die Fresken im Schloss stammen von Isa-

belle Roman, geborene Reynaud, der Frau des Besitzers Joseph Roman (1840), der sie mit 41 Jahren geheiratet hatte. Martin ist von der Gelehrsamkeit der Familie beeindruckt, zugleich interpretiert er die späte Eheschliessung und das Kunstinteresse Joseph Romans als Verweiblichung (S. 62). Bis 1997 blieb das Château de Picomtal im Besitz der Familie, die neuen Besitzer liessen ab 1999 Renovationsarbeiten ausführen, wobei dieser Schatz einer Stimme von unten gehoben wurde. Die Notizen von Joachim Martin geben Einblick in das Denken und die Befindlichkeit eines Mannes und einer Schicht, die ansonsten schwer zu fassen sind. Bei der faszinierenden Lektüre taucht man in einen unbekannten dörflichen Kosmos ein. Auch wenn Les Crottes zu Martins Lebzeiten nur gut 200 Personen umfasste, ist es bei der Lektüre manchmal schwer, den Überblick über die Beziehungen im Dorf zu behalten.

MERET FEHLMANN

Irving, Andrew: The Art of Life and Death. Radical Aesthetics and Ethnographic Practice

(Malinowski Monographs). Chicago: HAU Books, 2017, 245 S., Ill.

Auseinandersetzung mit dem Alltag von AIDS-/HIV-positiven Patienten, mit der Textur von New York City, mit Kapitalismus, Kunstproduktion und der Phänomenologie von Tod und Leben, und all dies auf ethnografisch neuen Pfaden: Andrew Irving hat viel vor in dieser dichten, fordernden Monografie. Als visueller und phänomenologischer Anthropologe leitet Irving heute das Granada Center of Visual Anthropology an der Manchester University in England. Neben Ostafrika hat er vor allem in New York geforscht. Das vorliegende Werk entstand aus seiner langjährigen Begleitung von Menschen in New York, die sich in den 1990er-Jahren mit der Diagnose AIDS und einer limitierten Lebenserwartung konfrontiert sahen, um dann dank neuer Medikamente doch zu überleben. Diese mehrmaligen Brüche in der Biografie provozieren eine tiefe Auseinandersetzung mit Lebens- und Todessinn, aber auch mit kleinstförmiger Alltagserfahrung rund um den eigenen Körper und dem, was er in der Grossstadt meistern oder nicht mehr/doch wieder meistern kann. Wir lernen die insgesamt fünfzehn Individuen, mit denen Irving gearbeitet hat, nicht nur durch dichte Beschreibungen kennen. Sie sind alle künstlerisch tätig, sei es als Fotograf/-innen oder Maler/-innen, und Teil der Kunst von Leben und Tod. Ihre Porträts werden erweitert durch Fotos von Irving sowie andere Dokumente.

Unter dem Titel *Beginnings* und *The Limits of the World* setzt Irving den existenziellen Rahmen, in welchem sich nicht nur seine Gewährspersonen, sondern jeder Mensch bewegt. Die ursprüngliche Intention des Buches, so Irving, war es nicht, «Krankheit oder Tod zu untersuchen, sondern die Wahrnehmung von Zeit im Angesicht eines phänomenologischen Problems, bereits von Maurice Merleau-Ponty angesprochen, zu erkunden»: Zeit nicht als Objekt unseres Wissens, sondern als Dimension unseres Seins (S. 9, Übersetzung R. B.). Zeitlichkeit und Endlichkeit präsentieren sich Menschen, denen diagnostisch ein ungefähres Datum ihres Todes vermittelt wird, mit besonderer Deutlichkeit. Dies hat auch einen immediaten Effekt auf die Lebensgestaltung in der als «verbleibende Zeit» wahrgenommenen Gegenwart. Für Irving führte diese mit Unterbrüchen über zwanzig Jahre dauernde Feldforschung zur Einsicht, dass «der Tod vergleichsweise unkompliziert ist; stattdessen ist es das *Leben*, das aussergewöhnlich ist in seiner Andersartigkeit» (S. 11, Übersetzung R. B.). Über diese streckenweise philosophische Rahmung hinaus bietet *Beginnings* Beschreibungen zur gemeinschaftlichen

Feldforschung mit den betroffenen Individuen, die begleitet werden mit Hinweisen auf besonders wertvolle, zum Teil autoethnografische Studien und Monografien zum Umgang mit Schwersterkrankungen. Die Zusammenarbeit vor und nach der Einführung von antiretroviralen Medikamenten, die den Horizont der Lebenserwartung der Betroffenen plötzlich wieder öffneten, will zeigen, wie Versuche eines sinnvollen Alltags generiert werden, wiewohl der Körper und seine Vulnerabilität bei einem Gutteil der untersuchten Individuen wegen anderer lebensgefährdender Erkrankungen weiterhin im Vordergrund stehen. Der Untertitel dieses Auftakts, *The Limits of the World*, ist aber auch ein Verweis auf João de Pina-Cabrals *World. An Anthropological Examination* (2017), den ersten Band der Reihe *Malinowski Monographs*, in welcher auch Irvings Studie erschien. Während auch dieses Werk sich intensiv mit «der Person» und dem Menschsein im Globalen befasst, fokussiert Irving, wie der Titel des ersten Kapitels, *Thrown Out of the World*, zeigt, die Grenzen der Einbindung in grössere Zusammenhänge.

Anhand dieses ersten Kapitels lässt sich Irvings Arbeitsweise und Aspiration nachvollziehen. Es beginnt mit prägnanten Zitaten aus dem 20. Jahrhundert, die Blicke «hinunter» auf dieses New York fassen und dabei «Stein und Fleisch» in unterschiedlichster Weise zeichnen, anklagen oder auch einfach dokumentieren. Irving skizziert sodann ein stark auf gesamtsinnlicher Wahrnehmung aufbauendes Bild dieser Stadt, ihres Pulses, Lebens, aber auch Zerfalls, und der Spuren kapitalistischer Raum- und Lebensarrangements. So führt er uns auf eine erste Gewährsperson zu, Frank, der seine AIDS-Diagnose damit quittierte, dass er sämtliche in einem amerikanischen Briefkasten landenden Angebote, eine Kreditkarte zu erwerben oder Geld auszuleihen, aufgriff in der medizinisch verbürgten Meinung, dass er nicht lange genug leben würde, um etwas davon zurückzahlen zu müssen. Über kursiv gesetzte Auszüge aus Feldnotizen lernen wir Frank näher kennen. Die antiretroviralen Medikamente haben ihm wieder eine Lebensaussicht eröffnet und er ist Lehrer geworden. Beibehalten hat er seine Faszination für Zerfallendes, Weggeworfenes, Verfaulendes und Verbleichendes, das er fotografisch festhält. Irving fokussiert insbesondere Franks Aufnahmen riesiger Werbegemälde auf Hausfassaden – etwa für «Omega Oil», ein «Wunderöl», das um 1910 dreifach und über vier Stockwerke hin gemalt als Heilmittel angepriesen wurde (S. 43) –, die gemeinsam mit den Häusern, auf denen sie prangen, altern. Frank hat Tausende dieser Fotos gemacht und archiviert, Spuren von Interessen und Intentionen, die in der Metropole gleich Hautschuppen hängen und haften bleiben. Benjie, einer der begleiteten Künstler, arbeitet mit Ölfarben und hält in der Dichte der Grossstadt Begegnungen mit Pflanzen fest, die er allegorisch mit der im Zaum gehaltenen Krankheit und der Art, wie die Pflanze gebunden, verkrüppelt doch weiter nach Sonne sucht, verbindet. Hier verwebt Irving die eigenen Gesprächsnotizen mit Gedankengängen Benjies im Bestreben, dieses auf klassischem sozial- und kulturanthropologischem bis existenzialistischem Denken aufbauende Buch für die Erforschten und Mitanalysierenden so zu gestalten, dass sie sich darin wiederfinden.

Im dritten Kapitel geht Irving der Frage nach, inwiefern sich durch Bilder Erfahrungen von körperlichem Selbstverständnis greifen lassen und ob sich aufgrund von Bildern eines Einzelnen Schlüsse ziehen lassen auf kollektive Wahrnehmungen und Erfahrungen von Körperlichkeit und Vulnerabilität. Hier werden – nach einer Meditation zum letzten Bild Vincent van Goghs – drei Künstler/-innen vorgestellt, die über ihre während der Erkrankung entstandenen

Werke sprechen und auch die Frage aufwerfen, ob die Werke ohne die Krankheit je entstanden wären.

Irving nutzt jedes Kapitel, um die grossen Unterschiede des körperlich erfahrenen und künstlerisch verarbeiteten «nicht mehr lange und dann doch wieder länger»-Lebens auszuleuchten. Visuelle Anthropologen werden bei einer von Irvings Gewährspersonen eine Parallele zu Derek Jarmans Film *Blue* feststellen, der sich mit dem Verlust des Sehsinns künstlerisch auseinandersetzt. Das betreffende Kapitel geht neue Wege in der Sinnesanthropologie und steht wiederum in starkem Kontrast zum darauffolgenden Kapitel über einen Gewährsmann, den Irving über ein Jahrzehnt aus den Augen verlor, weil er im Gefängnis landete, und dessen Kunstproduktion sich seither in fast absurder Weise auf ein Sujet eingeengt hat. Wahrnehmung und Stille rücken in einem anderen Kapitel ins Zentrum, hervorgebracht durch die ermüdungsbedingte Verlangsamung des infizierten Körpers. In jedem Kapitel wird so das bisweilen minutiöse Erleben aus einer andern Perspektive beleuchtet und durch die Interaktion von einführenden Überlegungen, ethnografischen Abschnitten, Bildmaterial und Überlegungen der Akteur/-innen und weiterführenden Analysen entsteht eine beeindruckende Vielfalt an Lebenskunst im Angesicht von Todes(un)gewissheit.

Wiewohl Irving durch die Kapitelstruktur und die Gruppierung verschiedener begleiteter Individuen auch Muster herausarbeitet, sind es doch die individuellen Wege und Erfahrungen, die ihn zu beeindrucken scheinen und denen er durch ein breites anthropologisches Fundament, angereichert durch die Sensibilität des visuellen Anthropologen, überzeugende Konturen verleiht. Wer neugierig ist auf weitere Arbeiten von Andrew Irving und seine Versuche, Lebenswelten phänomenologisch, auch sinnesanthropologisch zu öffnen, kann ein Interview online einsehen, welches viele Beispiele seiner stadtethnografischen Experimente enthält: http://blog.wennergren.org/2013/06/interview-dr-andrew-irving-new-york-stories (8. 7. 2018). Einer Empirischen Kulturwissenschaft bietet die Monografie, die auch kapitelweise gelesen werden kann, wenn man sich einmal durch die Einleitung durchgearbeitet hat, Anregungen für weiteres Forschen im Bereich der Ethnografie der Sinne, für das Kooperieren mit Akteuren im Feld und das Verweben von Feldmaterial und theoretischen Angeboten im Umkreisen von Leben unter dem Eindruck von Todesnähe.

REGINA F. BENDIX

Kebir, Sabine: Frauen ohne Männer? Selbstverwirklichung im Alltag. Elfriede Brüning (1910–2014): Leben und Werk.
Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2016, 954 S.

Man könnte meinen, es sei ein Druckfehler im Titel: 1910–2014. Aber Elfriede Brüning hat wirklich so lange gelebt, und eine solche Biografie kann man als Glücksfall betrachten: Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Sowjetische Besatzungszone, DDR und schliesslich Bundesrepublik – aus der Perspektive einer Person «Frauenemanzipation über fünf Generationen». «Die Bedeutung dieser Auseinandersetzung liegt darin, dass Brüning nicht nur die Kämpfe schildert, die diese fünf Generationen in ihrer patriarchalisch organisierten Umwelt führten, sondern auch die Konflikte, die sich aus dem Emanzipationsstreben heraus zwischen den verschiedenen Frauengenerationen ergeben haben.» (S. 20)

Sabine Kebir, bekannt durch ihre Schriften zu Antonio Gramsci, begründet ihr Interesse an dieser DDR-Autorin wie folgt: «Tatsächlich hatte ich bei meiner Arbeit stets den von Bourdieu bekräftigten Grundsatz im Auge, dass die für die mo-

derne Ethnologie geltenden wissenschaftlichen Grundsätze in der gesamten Kultursoziologie Anwendung finden müssen. Aus dieser Sicht ist leider zu vermelden, dass die DDR-Kultur in den Medien und oft auch in der Wissenschaft nicht mit denselben sorgfältigen Massstäben betrachtet wurde, mit denen man zum Beispiel einen Indianerstamm am Amazonas untersuchen würde. Der muslimischen Frau mit dem Kopftuch hat in den letzten Jahrzehnten mehr öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit gegolten als den aus ihren Arbeitsplätzen vertriebenen ostdeutschen Frauen – und erst recht der Literatur über sie.» (Aus einer Vortragsankündigung von Sabine Kebir)

Es geht um eine Würdigung der Literatur jenseits der «legitimen Kultur» (Didier Eribon). Kebir bezieht sich, wenn es um die Rechtfertigung des Interesses an Populärliteratur geht, auf Werner Krauss, für den das Studium der populären «autores minores» aus der Sicht des Literaturwissenschaftlers sich als ebenso interessant erweisen kann wie das der für eine Epoche als repräsentativ erachteten Autoren. Die Aufklärung zum Beispiel konnte (nur) dank dieser populärem «Massenliteratur» zu einer breiten Bewegung werden (S. 18, Anm. 8).

Die Romane und sonstigen Bücher von Brüning mit einer Gesamtauflage von 1,5 Millionen wurden von der DDR-Kritik als «Unterhaltungsliteratur» geringgeschätzt, mit ihren angeblich «unbedeutenden Themen» (S. 410) gönnerhaft geduldet für «zurückgebliebene» Teile der Bevölkerung, über Papierzuteilung und damit Auflagenhöhe gesteuert (S. 411). Erkennbar wird, wie in der frühen DDR Gleichberechtigung ohne fortschrittliche Sexualpolitik zum Programm wurde (S. 321). Immer geht es in den Texten von Brüning um «weibliches Begehren» (S. 58), «in Fesseln liegende Libido» (S. 60). Dank des Imports sowjetischer Prüderie (S. 337) fehlen bei einer «frivolen Liebegeschichte» immer sexuelle Einzelheiten (S. 563). Sozialistische Geschlechtermoral spielt in der «Systemauseinandersetzung» eine Rolle (S. 507). Erst nach 1989 kann Brüning in Radiosendungen für die BRD über Lesben in der DDR berichten (S. 837).

Ihre Schriften sind eine permanente Reflexion der Chancen von Mädchen und Frauen in der Lebenswelt dieser Epochen. «Ein Kind für mich allein» (1951) ist ein Roman, in dem weibliches Selbstbewusstsein aus der Rolle der Gebärerin generiert wird (S. 325f.), auch mit Klischees und trivialen Elementen.

Zur Lebensgeschichte: Der erste Partner, Hans Wolfgang Hillers, hat sie vergewaltigt (S. 39), fördert aber ihre Politisierung (S. 42 f.). Sie schreibt 1926 erste Reportagen zur Berliner Ballszene (man denkt an Egon Erwin Kisch, der gelegentlich erwähnt wird). Sie wird Mitglied in der KPD und im Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller (BPRS) (S. 67, 69, 157), tritt aber nach 1933 der NS-Reichsschrifttumskammer (S. 115) bei. Im Gefängnis verfasst sie den Unterhaltungsroman «Junges Herz muss wandern» – kein Trivialroman, denn es treten selbstbewusste Frauen auf. Illegal unternimmt sie Kurierfahrten nach Prag, bei denen sie die Presseanweisungen von Goebbels transportiert (S. 131).

Nach 1945 schreibt sie für die Zeitschrift «Die neue Heimat», die den in der SBZ lebenden Flüchtlingen und Vertriebenen gewidmet ist (S. 248), später für die Zeitschrift «Sonntag» des «Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands» (S. 219).

Auf die linke Literaturpolitik des BPRS der Weimarer Republik bezieht man sich unter Kulturminister Johannes R. Becher nicht: «[...] es wurde erst allmählich klar, dass das erwünschte Anknüpfen an die ‹bürgerlich-humanistische› Kultur einerseits und die strikte Ablehnung des bür-

gerlichen Liberalismus andererseits einen Widerspruch darstellte.» (S. 228)

Brüning schreibt Reportagen zur Fürsorge, zum Frauengefängnis, stellt sich damit gegen die Justizpolitik der berüchtigten Hilde Benjamin (S. 240). «Regina Haberkorn» ist ein viel gelesener Roman zu den Frauen im Lokomotivbauwerk Henningsdorf (S. 377), in dem von der Versorgung in der Ehe geträumt (S. 381) und die Ungleichbehandlung der Frauen auch in der sozialistischen Produktion thematisiert wird. Die Protagonistin verteidigt ihr Recht auf Arbeit: «Durch ihre Arbeit kann eine Frau nicht nur allein für sich und ihr Kind sorgen, sie gewinnt auch die Freiheit, ihren Lebenspartner zu wechseln. Und Gelegenheit dazu bietet sich in der Arbeitswelt reichlich.» (S. 385)

Als Reporterin an der unzensierten Wiedergabe des Lebens interessiert, ist Brüning in der DDR der Alltag wichtiger als die Parteidoktrin und die verordneten programmatischen Zielsetzungen (ähnliche Diskrepanzen beschreibt Cornelia Kühn am Beispiel des Ethnologen Paul Nedo, siehe meine Rezension in SAVk 111 [2015]). Es gibt Konflikte mit dem Programm der Fortschrittlichkeit: «Hintergrund dieses Dogmas war, dass der angeblich bevorstehende Sieg des Sozialismus als welthistorischer Automatismus galt. Die Kunst sollte das beinahe schon erreichte Ideal schildern – am besten mit der klaren Figur eines positiven Helden, bzw. einer positiven Heldin.» (S. 364)

Die in der Zeitschrift «Neue deutsche Literatur» 1967 abgedruckte Romanerzählung «Septemberreise» (eine Reise nach Ungarn, wo sich Deutsche beider Staaten begegnen) zur «patriarchal-egoistischen Lebenshaltung eines aus dem antifaschistischen Widerstand hervorgegangene Funktionärs» wurde so scharf kritisiert, dass sie erst sieben Jahre später als Buch erscheinen konnte (S. 14).

Brüning betreibt der Frauenemanzipation verpflichtete Textarbeit. «In fast allen Büchern Brünings gehe es um das ‹Mündigwerden der Frau› und ihren Anspruch auf Liebe» (S. 662). Ihre Schriften sind eine permanente Reflexion der Chancen von Mädchen und Frauen in der Lebenswelt der verschiedenen Epochen. Sie hat zeit ihres langen Lebens nach dem Weg gesucht, wie Frauen ihren Anspruch auf Partnerschaft, sinngebende Arbeit, erfülltes Sexualleben, Mutterschaft und Familie realisieren können, und es entsteht aus den geschilderten Schicksalen in unterschiedlichsten Staaten der Eindruck, dass es immer nur wenige Phasen im Leben sind, wo man sich dem annähert. Brüning ist mit ihrer Vorstellung von Emanzipation in der programmatisch eigentlich dafür offenen DDR auf viele Hindernisse gestossen. Und es waren gerade auch die Linken, etwa die aus der Emigration zurückkehrenden Kommunisten, die ihre patriarchale Haltung nicht ablegen konnten. Als Reporterin an der unzensierten Wiedergabe von Alltag interessiert – die Reportagen haben analytische Schwächen, sind aber wegen ihrer Redlichkeit von besonderer Qualität –, ist ihr der Alltag wichtiger als die Parteidoktrin und die verordneten programmatischen Zielsetzungen.

Brüning selbst lebt mehrere scheiternde Beziehungen und hat eine Tochter. Sie meint: Befriedigung durch Arbeit «kann beglückender sein als die Liebe, ist beständiger als die Leidenschaft und niemals so quälend wie die Eifersucht» (S. 894). Vielleicht hat sie «eine mittlerweile häufig gewordene Lebensform mit aufeinanderfolgenden Partnerschaften vorweggenommen» (S. 894). Mit einer latenten Männerfeindschaft (S. 511, S. 764) und oft sehr resignativ schildert sie die «Unvereinbarkeit von Beruf und Privatleben, von Fürsorge um Mann und Tochter und dem Bestreben, eigenständig und produktiv zu

sein» (S. 896), immer auch den Anspruch auf sexuelle Erfüllung erhebend.

Reflektiert wird die von den Intellektuellen «gespürte Erschöpfung des sozialistischen Projektes in der DDR» (S. 656). Erkennbar wird, «dass eine sozialistische Perspektive weniger von der subjektiven Lauterkeit und Dynamik ihrer Verwalter abhängt, [...] sondern einen viel tiefer in der Gesellschaft verankerten Konsens benötigt» (S. 655).

Aus den letzten Jahrzehnten in der DDR werden Frauenschicksale zum Thema, die gar nicht ins Schema des Sozialismus passen: Es geht um eine leichtsinnige Mutter und sanfte Resozialisierung (S. 588), die Antibabypille (S. 592), um Asozialität, Kinder aus schwierigen Familienverhältnissen (S. 593), Ost-West-Fälle und Jugendhilfe, Kritik an Heimerziehung (S. 611 f.), um den Vater, dem Revolution wichtiger ist, als sich um das Kind zu kümmern (S. 771), um die Schwierigkeiten mit einem behinderten Kind (S. 812), die Nöte alter Frauen (S. 763), Texte über Opfer der Stalinzeit in sowjetischen Lagern (S. 844).

Mit solchen Reportagen setzt sie sich zwischen alle Stühle: Sie sind, weil Brüning die DDR grundsätzlich akzeptiert, für BRD-Leser/-innen nicht kritisch genug, für DDR-Leser/-innen hingegen sind ihre Berichte zu realistisch. Nicht nachvollziehbar ist so die Kritik von Günter Kunert, der sie als «brave Parteigängerin des realen Idiotismus» bezeichnet, die problemlos veröffentlichen konnte (S. 911 f.).

«Dass sie als arbeitende Frau über und für arbeitende Frauen schrieb, bedeutete nicht nur, dass die biologische Bestimmung des weiblichen Körpers und auch die Bedingungen, unter denen Kinder arbeitender Frauen lebten, in ihren Texten eine entscheidend grössere Rolle als gemeinhin in der Literatur spielen. Es bedeutete auch, die Welt aus der Perspektive doppelter Unterdrückung zu beschreiben.» (S. 13) Sie schreibt «als arbeitende Frau über und für arbeitende Frauen», damit auch über das Leben mit den in patriarchalischen Traditionen verharrenden Männern und über die Schwierigkeiten, Kinder grosszuziehen. Dies ist nicht selbstverständlich im Alltag des sozialistischen Weltveränderungsprogramms der DDR, das Brüning kritischer wahrnimmt als viele andere DDR-Autorinnen. Sie wird rezipiert von «Frauen mit geringer literarischer und wohl auch geringer politischer Vorbildung» (S. 14), schreibt ohne Schönfärberei und in der Tradition der «frauenemanzipatorischen Arbeiterbewegung», (S. 14) immer auch mit Bodenhaftung im realen Alltag der DDR, wo in einer Zeit des Frauenüberschusses nach dem Krieg die Gesetzgebung zur Gleichberechtigung und Einbeziehung der Frauen in den Arbeitsprozess sich nicht automatisch in der Gesellschaft durchsetzt. Die sich «für Frauen ergebenden Widersprüche und Benachteiligungen waren in den ersten zwei Jahrzehnten der DDR für öffentliche Diskussionen höchstens ansatzweise freigegeben» (S. 14), werden aber von ihr in Romanen und journalistischen Arbeiten thematisiert.

Sie beschreibt «die Welt stets aus der Perspektive doppelter Unterdrückung» (S. 13), bezieht sich mit «weiblich-kritischem Blick» auf «wirklichkeitsnah geschilderte Alltagsprobleme» (S. 15). Eine «intensive Reportagearbeit», weibliche Arbeit besonders gewichtend, verarbeitet viele persönliche Erfahrungen. Und «weil sie den von Frauen zu bewältigenden Alltag mit den als bereits erreicht geltenden hochtrabenden Zielen des Realsozialismus in Widerspruch sah, entkam ihr Werk dem mechanischen Fortschrittshegelianismus» – bei dem Anna Seghers verblieb, aber Christa Wolf und Heiner Müller nicht (S. 19).

Das Dortmunder Fritz-Hüser-Institut hat den Vor- und Nachlass von Brüning übernommen. Dem von der Hans Böckler Stiftung geförderten bewundernswerten

Buch, das über so viele reale Widersprüche im Emanzipationsprozess Auskunft gibt, sind eine Bibliografie der Romane, der Publizistik und der Kurzprosa von Brüning sowie «biographische Stichpunkte» beigegeben, es gibt leider kein Personenregister.

DIETER KRAMER DÖRSCHEID

Luggauer, Elisabeth: «An die Leine!» Hunde in städtischen Ordnungsdiskursen. Masterarbeit Graz 2016 (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 22). Weimar: Jonas, 2017, 95 S., Ill.

Bei *An die Leine* handelt es sich um eine Masterarbeit, die an der Universität Graz entstanden ist. Elisabeth Luggauer steigt ein mit der Ambivalenz des Mensch-Hund-Verhältnisses, das sie mit zwei Pressemeldungen aus der *Kleinen Zeitung* zu Hunden anschaulich illustriert, einmal geht es um den lebensrettenden Diabetikerhund, das andere Beispiel ist der Hund, der ein Kind beisst.

Das erste Kapitel dient der Verortung der Arbeit im Fach, aber auch im Feld. Es enthält eine konzise Beschreibung der Human-Animal-Studies inklusive des Konzepts *animal agency.* Luggauer führt aus: «Der Standpunkt der Forscherin in dieser Forschung ist der einer Hundehalterin, die etwas über die Ordnungen herausfinden will, in die Hunde, die im Forschungsgebiet leben, eingebettet sind.» (S. 19) Sie stützt sich stark auf Interviews und auf die Aufzeichnungen aus ihrem Forschungstagebuch. Sie fragt nach dem Platz von Hunden in städtischen Räumen und stadtpolitischen Diskussionen und Praktiken, sie betreibt somit eine Erweiterung eines bestehenden Konzepts der Raumwahrnehmung und -nutzung in Städten, wobei sie den Blick auch auf tierliche/nichtmenschliche AkteurInnen richtet. Es geht um eine Beschäftigung mit den Beschneidungen von Handlungsspielräumen, die sich seit den 1990er-Jahren immer deutlicher manifestieren, was nicht zuletzt Gesetze zur Hundehaltung in Graz belegen. Hunde müssen immer, wenn sie auf öffentlichem Grund sind, an der Leine und mit einem Maulkorb geführt werden. Ihnen stehen zum freien Auslauf die Hundewiesen zur Verfügung, umzäunte Grünflächen in der Stadt – das ist der einzige Raum ohne Leinenzwang, den die Stadtplanung Hunden zubilligt. Dabei handelt es sich um eine österreichische Besonderheit, die etwa auch in Wien oder Linz Gültigkeit hat.

Seit 2007 zirkulieren in Graz sogenannte Ordnungswachen, die Bussen wegen freilaufender Hunde verteilen (S. 49). Ihre Einführung steht im Zusammenhang mit zunehmenden Verordnungen, die das Verhalten im öffentlichen Raum regeln sollen (davon betroffen ist auch der Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit, der ebenfalls 2007 verboten wurde). In der Steiermark ausserhalb der Stadt Graz sind Hunde wesentlich freier, es herrscht kein Leinenzwang. Die Forscherin berichtet auch von Ferienerlebnissen in Italien oder in Deutschland, wo freilaufende Hunde als Selbstverständlichkeit gelten. Schulung soll wilde Hunde in «kultivierte, stadttaugliche BegleiterInnen» (S. 48) verwandeln, was verdeutlicht, dass die Tierhaltung des Menschen als Ausdruck seines Wunsches, die Natur zu beherrschen, zu verstehen ist. Freilaufende Hunde gelten als Verkörperung der Unordnung. Die Angst vor dem Hund ist vor allem bei Jogger/-innen, Velofahrer/-innen und Pöstler/-innen verbreitet. Daneben hat der Hund auch eine nicht zu vernachlässigende Funktion als Schutz- und Wachhund, zahlreich sind die Anekdoten, dass Hunde verhindern, dass in Häuser eingebrochen werden.

Es geht also um Menschen und Hunde in urbanen Räumen und ihre Verstrickungen in Ordnungsdiskurse. Die Verfasserin zeigt auf, wie eine Vielzahl von Akteur/-innen – menschliche wie nichtmenschliche –

durch Gesetze und Regeln verbunden sind. Die Studie ist eine Verbindung von kulturanthropologischer Stadtforschung mit Ansätzen der Human-Animal-Studies.

Es handelt sich um eine gute Masterarbeit, die eine breitere Öffentlichkeit nicht zu scheuen braucht, dennoch bezieht sich mein Kritikpunkt gerade auch auf das Stichwort Öffentlichkeit. Mit einer Publikation, die über nationale Grenzen hinweg verbreitet ist, ist auch eine überregionale Öffentlichkeit verbunden, die mit den Besonderheiten im Forschungsraum bekannt gemacht werden sollte. Meine erste Lesart, dass hier übermässig und mit zu viel Ehrgeiz Theorien zum Einsatz kommen, die die Einschränkungen von Hunden herleiten und interpretieren sollen, war geleitet von meinem Nichtwissen über die konkrete Situation in Graz. Um diese leichte Missstimmung bei der Lektüre zu vermeiden, hätte die Information über die strenge Reglementierung der Hunde in Graz wohl bereits früher offengelegt werden sollen.

MERET FEHLMANN

Mäder, Ueli: 68 – was bleibt?
Zürich: Rotpunkt, 2018, 367 S., Ill.

Pünktlich zum Fünfzig-Jahre-Jubiläum von 68 erschien im Rotpunktverlag Zürich das jüngste Werk von Ueli Mäder. Ende Juli 2016 emeritierte der Autor und schloss mit beinahe allen seinen bisherigen Plänen, Projekten und Verpflichtungen ab. Er räumte seinen Schreibtisch, leerte sein Büchergestell, entsorgte Entwürfe und begab sich auf eine längere Reise. Da erreichte ihn die Anfrage von Andreas Simmen, seit 35 Jahren Programmleiter beim Rotpunktverlag, ob er nicht über den Mai 68 ein Buch schreiben könne und wolle. Ueli Mäder wollte und konnte.

Das umfangreiche Buch ist in zweierlei Hinsicht interessant. Erstens gibt es Einblick in die Arbeitsweise des Autors: Er ist sehr gut vernetzt, Beschaffung von Quellenmaterial und Büchern, Korrekturlesen und Rücksprachen mit dem Verlag waren kurz und reibungslos. Die Seiten 357 f. enthalten seinen Dank. Was er vermutlich als Professor an Studierende und Assistierende als Forschungsaufgabe weitergereicht hätte, erledigt er nun allein. Er führte über hundert Gespräche persönlich, zeichnete sie auf Tonband auf und transkribierte sie. Sie sind die Basis des vorliegenden Buches. Damit ist Ueli Mäder ein Verfechter der qualitativen Sozialforschung. Der direkte Kontakt erlaubt den Austausch über biografische Konstellationen, über möglichen Wandel in der Wahrnehmung und (selbst)kritische Einschätzungen. Schliesslich zeigt hier und dort das Datum des laufenden Jahres, dass Aktuelles bis kurz vor Redaktionsschluss mit einbezogen wird. Persönliche Stellungnahmen des Autors in Ich-Form kommen ebenfalls vor.

Zweitens ist das Buch inhaltlich beeindruckend. Ausgehend von der Schlüsselfrage im Titel, *68 – was bleibt?*, nähert sich ihr der Autor von der gängigen Behauptung ausgehend an, es sei kulturell viel geblieben, politisch hingegen wenig. Er hinterfragt dieses Pauschalurteil, indem er von einer von der 68er-Bewegung geprägten Parole ausgeht: «Das Private ist politisch.» Man könnte auch sagen: «Das Kulturelle ist politisch.» Und in diesem erweiterten Sinn bietet das Buch eine überwältigende Fülle von politischen Ansätzen und Aktivitäten, die einen Aufbruch in der Schweiz belegen, der dem Vergleich mit dem umgebenden Ausland standhalten kann. Berechtigterweise taucht etwa in der Mitte des Buches die Frage auf, warum es in der Schweiz eigentlich weder zu Brigate rosse oder RAF noch zu einem Gang auf die Strasse im Geiste der Französischen Revolution, wie er in Paris stattfand, gekommen ist. Eine Antwort sieht Ueli Mäder im Aushalten von Widersprüchen. Die Schweiz sei ein

Land der Kompromisse, sagt Peter Trübner, deutscher Psychoanalytiker und Dozent für Sozialpädagogik in Basel. Dieses Urteil ist nicht als Kompliment gemeint, kommt aber der Wahrheit ziemlich nahe. Und doch waren die Jugendlichen zwischen 1967 und 1975, der Kernperiode der 68er-Bewegung, radikal. Im Zentrum stand die Auseinandersetzung um das Globusprovisorium in Zürich, das die Jungen für ein autonomes Jugendzentrum (AJZ) einforderten. Aus den vielen linken Gruppierungen bildeten sich schweizweit die Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH, 1973–1993). Der Mai 68 hat stimmungsmässig zur Erlangung des Frauenstimmrechts beigetragen. Ebenfalls wichtig war, dass in der Folge viele neue zivilgesellschaftliche Projekte verwirklicht wurden, entweder durch die Grünen oder Basta! oder ausserparteilich (in alphabetischer Reihenfolge): antiautoritäre Erziehung, Frauenhäuser, Mieterschutz, Umweltfragen/Dritte Welt, Velowege, Verlage, Wohngenossenschaften. Vor allem die Rechte der Frau und Gewalt waren brennende Fragen. Autonomie, Emanzipation, Freiheit statt Patriarchat wurden zu wichtigen Zielen. Letztlich ging es um Macht, und da war eine (teilweise) Anpassung manchmal weitsichtiger; so wenn Renato Reinau, einer der Interviewten, zwar am liebsten den Militärdienst verweigern würde, aber nicht riskieren will, dass er nie mehr eine Anstellung als Lehrer bekäme und deshalb finanziell von seinem Vater abhängig bliebe. Aus den biografischen Notizen geht hervor, dass er später auf andere Berufe auswich, bei denen er seine Sprachkenntnisse einsetzen konnte.

Ueli Mäder kann auf die Aufbruchstim mung jener bewegten Zeit hinweisen, auf den damals herrschenden grundsätzlichen Optimismus, der sich im Glauben äusserte, dass man etwas bewirken konnte, wenn man nur wollte. Und tatsächlich scheinen die Lebensgeschichten der Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner zu beweisen, dass ein widerständiges, ein «gutes» Leben möglich war. Auch liberale Kreise konnten mit den Jungen fruchtbare Debatten führen. Das Ideal der Kleinfamilie aus den 1950er-Jahren wurde aufgegeben, es entstand mehr Mut für Neues. Aber Ueli Mäder räumt auch mit falschen Erwartungen auf. So erwies sich die sexuelle Freiheit als Enttäuschung, bei der vor allem die Frauen schnell merkten, wie der Hase läuft. Und Hippietum, Flowerpower und Drogen führten keineswegs ins Paradies. Die Aufbruchstimmung verdankte sich letztlich einer recht stabilen wirtschaftlichen Lage; selbst die Ölkrise von 1973 konnte das Wirtschaftswachstum nicht ernsthaft abkühlen. Heute ist das Verhältnis von Kapital und Arbeit ein anderes, die Spiesse sind von ungleicher Länge. Global betrachtet ist die Schweiz eines der reichsten Länder der Welt, und da verlagern sich innenpolitische Unterschiede ins Aussenpolitische.

Zum Schluss sei eine persönliche Bemerkung erlaubt. Ich besitze das querformatige Büchlein «Les murs ont la parole» (Paris: Tchou éditeur, 1968). Julien Besançon, der ursprünglich allerdings anonym blieb, durcheilte Anfang Juni 1968 die Strassen von Paris und schrieb ab, was er an den Mauern und Wänden geschrieben fand. Ueli Mäder zitiert einige der besten Parolen, die damals Allgemeingut waren. Es galt: Je widersprüchlicher, paradoxer, überraschender, desto besser. Heute ist mir klar, wie eingängig sie waren, aber auch zum Teil wie gefährlich in ihrer Einseitigkeit. Schlagwörter eben.

PAULA KÜNG-HEFTI

Silke Meyer: Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz
(Arbeit und Alltag. Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung, Bd. 12). Frankfurt, New York: Campus Verlag, 2017, 446 S.

Der Titel von Silke Meyers Buch verspricht eine umfassende Analyse zu dem Problem, wie Menschen über ihre Schulden erzählen, wie sie sich und ihre schwierige Lebensphase narrativ präsentieren. Dieses Versprechen wird eindrucksvoll eingelöst. Aber dieses Buch ist viel mehr als dies: Es ist ein Meilenstein moderner Erzählforschung, es bietet ein hohes Lesevergnügen und es ist spannend, fesselnd und auf einem sehr hohen wissenschaftlichen Niveau geschrieben.

Das Werk beginnt mit einer Konversation, die die Autorin David Graebers Abhandlung über die Geschichte der Schulden (2012) entnimmt. «Schulden muss man doch zurückzahlen», sagt darin eine junge Anwältin zu Graeber. In den folgenden rund 450 Seiten lernen wir von Silke Meyer, dass Schulden den Menschen heute viel mehr als ihre Rückzahlung abverlangen, und dass Schulden nicht mehr unbedingt zurückgezahlt werden müssen. Der Preis für die Nichtzurückzahlung ist allerdings hoch. Die Verschuldeten befinden sich durchwegs im Erklärungsnotstand, im bürokratischen Prozess der Entschuldung, in einem Panoptikum der finanziellen Rundumkontrolle und auf dem narrativen Prüfstand. Wir lernen viel über Erzählstrategien, die die Erzählenden und Erzählten (wieder) sozial anschlussfähig machen sollen. Dabei kommt den Vergleichsgeschichten eine zentrale Stellung zu, aber auch den Narrativen der Läuterung, der retrospektiven Einsicht, der Scham, dem Leiden und der Fähigkeit, sich den Institutionen der Schuldenverwaltung zu unterwerfen. Das Kapitel fünf, *Schuldengeschichten und der narrative Habitus der Rechtfertigung*, ist mit 97 Seiten das Herzstück des Buches, und ich wollte es in dieser Phase der Lektüre nicht aus der Hand legen. Aber nicht nur die Faszination des Geschichtenlesens hielt mich in der Leseschleife, es war die hohe Qualität der narrativen Analyse, die ich als überaus anregend empfand.

Was die Autorin in diesem Band vorlegt, ist eine Anleitung für moderne Erzählforschung. Die vorhergehenden Kapitel legen den Grundstein für diese Arbeitsweise und sowohl das Kapitel drei zur Methodik und Datenerhebung als auch das Kapitel vier zur Narrationsanalyse als kulturwissenschaftlicher Methode sollten zur Grundlektüre für Studierende der Kulturwissenschaften zählen. Hier werden ein umfassender Überblick und eine Einführung in die Erzählforschung und die qualitative Arbeit eines erzählorientierten Interviewprojektes geboten, die ich in dieser Qualität und Breite noch nicht gelesen habe. Mit erfrischender Offenheit lässt uns die Autorin nicht nur an ihrer stupenden Belesenheit teilnehmen, sondern auch an ihrem holprigen Einstieg ins Feld. Entgegen ihren Vorstellungen waren Verschuldete keineswegs bereit, sich auf teilnehmende Beobachtung einzulassen: Niemand erlaubte ihr, sie zur Bank oder zur Schuldenberatung zu begleiten, niemand wollte sie beim Einkauf im Secondhandladen oder auf dem Flohmarkt dabei haben. Die Alternative und zweite methodische Wahl war ein Interviewprojekt, das dann aber virtuos durchgeführt wurde. Nicht nur sind die methodischen Überlegungen überaus wichtig, das Hauptkapitel ist durchzogen von Phasen der Selbstbeobachtung, die wesentlich zum Erkenntnisgewinn beitragen. Eine meiner Lieblingspassagen handelt vom Belogenwerden. Silke Meyer schildert hier ihren Besuch bei einer Gesprächspartnerin, die sie ganz offensichtlich belügt. Das Gespräch wird im Wortlaut wiedergegeben, und was folgt, ist eine wunderbare Analyse, die – frei von moralisierenden

Untertönen – das Lügen als Einladung zum Nachdenken begreift. Das Lügen, so Meyer, ist eine faszinierende Gesprächstechnik, die tiefe Einblicke in die Denk- und Narrationsprozesse der Erzählenden gewährt und gleichzeitig auch eine tiefgehende Analyse der Interviewsituation erfordert.

Immer wieder bereichert Silke Meyer ihre Analyse mit Einsichten darüber, wie sie – als Interviewende – dazu verhalf, den Inhalt der Schuldenerzählungen mit zu formen. Sie war nicht nur Zuhörerin, sondern auch Projektionsfläche; sie war als werdende Mutter ebenso emotional angesprochen wie als Wissenschaftlerin, als Frau, als Normalbürgerin mit Finanzerfahrungen. Offen spricht sie an, wie sie unwillkürlich Einladungen zum Lachen, zum Beistimmen oder auch zum Schweigen annahm. Das Schweigen oder Verschweigen von allzu heiklen Themen (zum Beispiel der Grund für Verschuldung oder die Schuldenhöhe) wird auf einem bewundernswerten Reflexionsniveau analysiert, das immer auch die Autorin als Handelnde oder Reagierende im Erzählprozess einschliesst. Gerade durch diese Reflexivität wird deutlich, wie die Erzählenden ihre Geschichte sozial anschlussfähig gestalten und perfektionieren.

In den Schlusskapiteln wird dann mit kurzen, aber prägnanten Ausführungen der Bogen zurück zum Beginn geschlagen. Die Narrative des verschuldeten Selbst entstehen vor dem Hintergrund einer kapitalistischen, neoliberalen Staatsform, die einerseits Konsum als soziale Teilhabe an Gesellschaft propagiert, andererseits das Scheitern am Konsum als persönliches Scheitern definiert. In den Erzählungen werden diese Denkformen gespiegelt, verinnerlicht und verkörpert. Das Scheitern wird als persönliches Defizit gedeutet und allenfalls mit laienhaften psychologischen Rückblicken auf Erziehung und Kindheit erklärt; die politischen Dimensionen der Formierung des selbst regulierenden Subjekts sind unsichtbar gewordene Normalität. Verantwortung wird als subjektive Last gedeutet, und Schuldengeschichten müssen deshalb als subjektives Narrativ entwickelt und präsentiert werden.

Selten habe ich bei der Lektüre eines Buches so viele Anregungen für meine eigene Forschung bekommen, und selten war ich so dankbar für ein Rezensionsexemplar. Dieses Buch ist ein Meilenstein der modernen kulturwissenschaftlichen Erzählforschung.

BRIGITTE BÖNISCH-BREDNICH

Oehme-Jüngling, Karoline: Volksmusik in der Schweiz.

Kulturelle Praxis und gesellschaftlicher Diskurs, Diss. Universität Basel 2015 (Culture, Bd. 7). Münster: Waxmann, 2016, 291 S.

Die Volksmusik in der Schweiz blickt auf eine lange und komplexe Geschichte zurück. Es ist das Verdienst der vorliegenden Studie, diese Geschichte bis ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen und die verschiedenen Phasen und Wandlungen herauszuarbeiten. Dabei verfolgt die Autorin einen dreifachen Ansatz: Volksmusik im wissenschaftlichen Diskurs, im öffentlichen Diskurs und in der kulturellen Praxis.

Im wissenschaftlichen Diskurs geht es um die Festlegung des räumlichen und zeitlichen Rahmens (deutschsprachiges Gebiet, speziell Innerschweiz und Toggenburg, 18.–21. Jahrhundert) und um eine Theoretisierung des Begriffs der Volksmusik, nicht aber um eine Theorie desselben. Geriet das Volk zur Zeit der Aufklärung in den Blickwinkel der Philosophen und Dichter (es sei auf Johann Gottfried Herder hingewiesen), so war im 19. Jahrhundert das Volk in erster Linie der Gegenpol zur bildungsbürgerlichen Welt. Im 20. Jahrhundert wurde der Begriff des Volks für die Schweizer Bevölkerung allgemein in einem demografischen (und demokratischen)

Sinn verwendet, Volksmusik wurde in der Folge als Identifikationsmittel für eine Nation verstanden. Seit etwa dem Jahr 2000 beginnt die Bedeutung der Volksmusik, sich vom nationalen Konzept zu lösen, regionale, sogar lokale Ausformungen sind im Trend, Vielfalt statt Einheit ist angesagt. Es ist interessant, dass die Auseinandersetzung mit Volksmusik durchaus parallel zur Entwicklung des Fachs Volkskunde verläuft. Die entscheidende Komponente ist der Fokus auf den Alltag.

Im öffentlichen Diskurs geht es um die mediale Präsenz von Volksmusik, um ihre Verhandlung in Politik und Kultur sowie um ihre Förderung (oder eben um ihre Nichtförderung). Für die Förderung von Kultur spielt die eidgenössische Stiftung Pro Helvetia eine sehr wichtige Rolle. Die Stiftung kam nach dem Skandal um die Ausstellung von Thomas Hirschhorn im Centre culturel suisse in Paris unter Druck. Sie beschäftigte sich in der Folge mit der Frage nach der Zukunft der kulturellen Schweiz. Daraus entstand eine Neuorientierung in der Förderungspraxis. Plötzlich war Volkskultur gefragt. Dokumentarfilme und auch Spielfilme entstanden, die ein neues Verständnis der Schweiz weckten und international Beachtung fanden.

Im Abschnitt «Volksmusik in der kulturellen Praxis» brilliert die Autorin mit einer umfassenden Kenntnis der heutigen Szenen und Festivals. Sie differenziert die verschiedenen Stilrichtungen, Konzepte, Identifikationen. Sie kennt Künstlerinnen und Künstler persönlich; gleichzeitig ist sie stets auf die Wahrung ihrer Position als teilnehmende Beobachterin bedacht. Sie ist am Puls der Zeit und analysiert vorurteilslos mythische Vorstellungen von Volksmusik bis hin zur kommerziellen volkstümlichen Musik. Sie stellt alte Instrumente vor, die heute wieder benutzt werden. Ihr Interesse gilt aber vor allem dem Jodelgesang. Und gerade auf diesem Gebiet findet heute eine Neuerung statt, indem die beiden grossen Verbände, die die Ländlermusik und die Jodelchöre in der Innerschweiz, in Graubünden und im Bernbiet dominieren und reglementieren, sich langsam einer grösseren Vielfalt und dem Naturjodel öffnen. Die Autorin betont, dass es ihr um «Volksmusik in der Schweiz» geht, nicht etwa um «eine Volksmusik der Schweiz», und gerne hätte sie auch Volksmusik anderer ethnischer Gruppen, die in der Schweiz leben, mit einbezogen, musste aber wegen des Umfangs darauf verzichten, so wie auch die globalisierte Welt nur gestreift werden kann: Instrumente der Volksmusik wie Alphorn, Fiedel oder Drehleier sind mit ihrer Technik weltweit verbreitet und verdienten eine vergleichende Analyse.

Abschliessend sei gesagt, dass die vorliegende Studie eine Lücke schliesst und einen wesentlichen Beitrag zum Bild der Schweiz leistet.

PAULA KÜNG-HEFTI

Rolshoven, Johanna; Schneider, Ingo (Hg.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft.
Berlin: Neofelis 2018, 409 S.

Die Rede von Dimensionen des Politischen impliziert, dass der Gegenstand bestimmt wird als etwas, was dimensioniert werden kann. Was das Politische ist oder sein kann, muss dabei nicht eine theoretische Frage sein, die definitorische Abgrenzungen und Bestimmungen vornimmt, sondern kann auch als positive Bestandsaufnahme verstanden werden, die unterschiedliche Verständnisse und Zugänge zum Politischen kartiert und miteinander in Beziehung setzt. Der Sammelband kann als eine solche Bestandsaufnahme gesehen werden, die in 26 Beiträgen darlegt, wie und aus welchen Perspektiven in unserem Fach über politische Prozesse und Strukturen geforscht

wird. Damit sei bereits vorweggenommen, dass der Band weder ein einheitliches Verständnis des Politischen aufweist, noch dass er einer Systematisierung des Gegenstandes Vorschub leistet – beide Punkte stellen aber durchaus kein Defizit dar, sondern ergeben sich aus den diversen theoretischen Bezugnahmen und Zugängen der Beiträge, die die Breite der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung illustrieren. Der Band geht zurück auf die «28. Österreichische Fachtagung für Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie & Volkskunde», die im Mai 2016 in Graz durchgeführt und vom Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Karl-Franzens-Universität Graz, dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde und dem Verein für Volkskunde veranstaltet worden ist. In der vorliegenden Rezension sollen einige zentrale im Band behandelte Aspekte am Beispiel ausgewählter Beiträge besprochen werden.

Einführend leistet Johanna Rolshoven eine notwendige Begriffsarbeit entlang der Fachgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft und verwandter Disziplinen, die die Verschränkung wissenschaftlicher Entwicklungen mit gesellschaftlichen Debatten jeweils mit einbezieht und das Politische als «fundamentale gesellschaftliche Dimension» (S. 23) versteht, die das Alltagsleben als disziplinären Gegenstand zentral betrifft; «Politik» als Regierungshandeln wird dabei nicht ausgeschlossen, jedoch nicht als Hauptinteresse einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Erforschung politischer Prozesse gesehen. Der Beitrag endet mit der Aufforderung zur Einmischung in gesellschaftliche Debatten, «wenn demokratische und humanistische Interventionen wieder nötig werden» (S. 34). Mag man dieser prinzipiellen Forderung nach einem Involviertsein von Wissenschaft in Gesellschaft zwar zustimmen, so impliziert die Konjunktion eine wie auch immer geartete fachliche Auseinandersetzung darüber, wann, wie und warum Interventionen notwendig sein können. Einheitliche (politische) Positionen, geschweige denn ein disziplinärer «common sense» (ebd.) über entsprechende Parameter sind schwerlich vorauszusetzen, sodass offenbleibt, inwieweit ein solcher Appell sich spezifisch an die Empirische Kulturwissenschaft richten kann oder eher als generelles Argument für eine individuelle Beteiligung an zivilgesellschaftlichen Debatten zu verstehen ist.

Die mit einer Beteiligung von WissenschaftlerInnen an politischen Prozessen verbundene Politisierung beleuchtet Konrad J. Kuhn, wenn er am Beispiel von drei «Tiefenbohrungen» in die Geschichte der Schweizer Volkskunde zeigt, wie die Arbeiten von Richard Weiss, Rudolf Braun und Arnold Niederer durch «universitätspolitische Umstände» und «gesellschaftliche Kontexte» (S. 214) beeinflusst wurden und wie epistemologische Verschiebungen im Fach auch mit biografischen und bildungspolitischen Aspekten zusammenhängen. Der Text stellt auch insofern einen wichtigen Beitrag dar, als er über die fachgeschichtliche Analyse der «gesellschaftspolitischen Ausrichtung der Volkskunde» (S. 225) Hinweise auf relevante Aspekte gegenwärtiger Entwicklungen liefert.

Beate Binder plädiert für eine Öffnung der politischen Anthropologie für rechtsanthropologische Überlegungen, um darin enthaltene Potenziale der Veralltäglichung von Recht (dem Aufscheinen rechtlicher Aspekte in alltäglichen Praktiken, S. 55), der Institutionalisierung von Übersetzung und Überführung von Recht in Verwaltungshandeln auf unterschiedlichen Ebenen (S. 57) sowie der Mobilisierung von Recht durch unterschiedliche Akteure (S. 58) entfalten zu können. Gestärkt wird dieses Argument unter anderem dadurch, dass andere anthropologische Fachtraditionen «politisch» und «rechtlich» bereits lange als zusammenhängende Themen

betrachten (zum Beispiel die Association for Political and Legal Anthropology unter dem Dach der American Anthropological Association).

Alexandra Schwell thematisiert in ihrem Beitrag verschiedene pragmatische Schwierigkeiten beim Zugang zu staatlichen Organisationen und führt vor dem Hintergrund ihrer ethnografischen Forschungen aus, wie sich idealtypische bürokratische Abläufe zu informellen und ambivalenten Praktiken von Akteuren verhalten. Hier wird deutlich, dass Unterscheidungen zwischen «der Staatsidee» und einem erforschbaren «Staatssystem» (S. 125) zur Greifbarmachung ethnografischer Forschung vor dem Problem stehen, ontologische Zuschreibungen an staatliche Organisationen in Beziehung zu tatsächlichen «Praktiken, Diskurse[n], Netzwerke[n], Materialitäten und Akteure der Bürokratie» (S. 140) setzen zu müssen. An dieser Stelle taucht notwendigerweise die Frage auf, ob eine solche Differenzierung nur ein Behelf ist, um politische Prozesse methodisch zugänglich und handhabbar zu machen, oder ob damit auch eine Fokusverschiebung auf die soziale Reproduktion bürokratischer Organisationen und «des Staates» vorliegt, die Struktur/Handlungs-Unterscheidungen (vgl. auch den Verweis auf Poulantzas im Beitrag von Rolshoven, S. 24) inhaltlich herausfordert. Dass diese Frage auch für die Empirische Kulturwissenschaft wichtig ist, zeigt der Beitrag von Stephanie Schmidt, der auf die Herstellung von gesellschaftlicher Ordnung durch polizeiliche Massnahmen fokussiert und dabei konkrete Praktiken und individuelle Sichtweisen von Polizeibeamtinnen thematisiert. Der Umgang mit Kontingenz, das Ausreizen gesetzlicher Handlungsspielräume und subjektive Sichtweisen erscheinen dann – je nach Zugang – als Befunde mit unterschiedlicher Reichweite. Bei der Annahme streng getrennter Sphären der Rechtserhaltung und Rechtsetzung kann, wie bei Schmidt, die Überschreitung von polizeilichen Befugnissen oder die situative und «unbürokratische» (S. 375) Auslegung von Gesetzen als Verletzung der Gewaltentrennung interpretiert werden; als Teil der sozialen Reproduktion des staatlichen Gewaltmonopols jedoch, die von anderen Ebenen und institutionalisierten Regulierungsprozessen nicht getrennt werden kann, sind die beschriebenen sozialen Praktiken von Polizeibeamt/-innen zwar mitunter zu problematisieren, führen aber noch nicht zu weitreichenderen Diagnosen über die Transformation staatlicher Strukturen. Für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung zum Politischen scheint eine vertiefende Diskussion dieser Frage aus methodischer und theoretischer Sicht angezeigt.

In Ove Sutters Beitrag wird, ausgehend von Gramscis Konzept des Alltagsverstandes, zivilgesellschaftliches Engagement in der Flüchtlingshilfe nicht als politische Praxis, sondern als «selbstverständliche Form der Menschlichkeit» (S. 177) und als in sich selbst begründetes Handeln analysiert. Diese wichtige Perspektive zeigt, wie Narrative, Praktiken und Netzwerke relativ spontan entstehen, ohne dass sie explizit als politisch gerahmt werden. Angesichts der Naturalisierung politischer Positionen als «selbstverständlich» stellt sich anschliessend an den Beitrag die Frage, was dies für die Auseinandersetzung mit Gegenpositionen bedeutet: Wird die eigene Position als apolitisch und als Alltagsverstand gesehen, kann dies zur automatischen Delegitimierung anderer Perspektiven als ‹unmenschlich› oder als gegen grundlegende Prinzipien gerichtet führen. Eine Problematisierung des Konzepts des Alltagsverstandes scheint hier entsprechend sinnvoll.

Der aus einem Projektseminar stammende Beitrag von Katharina Eisch-Angus, Toni Janosch Krause, Mateja Marsel, Susanne Schicho und Melanie Strutz über

den Trachtensaal des Grazer Volkskundemuseums macht anschaulich deutlich, dass subjektive Dimensionen in der Forschung thematisiert werden müssen, damit Vorurteile und Vorannahmen aufgebrochen werden können; dazu gehören, wie das Beispiel zeigt, auch ästhetische und atmosphärische Faktoren, deren Interpretation zeitgebunden ist und politisch grundiert sein kann. Dass die Reflexion über Vorannahmen nicht nur eine methodische, sondern auch eine inhaltliche oder politische Frage ist, wird am Beitrag von Isabel Dean deutlich. Eine Schulwahl von Eltern, bei der die Zusammensetzung der Schülerschaft und Annahmen über damit zusammenhängende Vor- oder Nachteile für die Bildung der eigenen Kinder eine Rolle spielt, wird hier als «postliberale Spielart des modernen Rassismus» (S. 337f.) und «racial neoliberalism» (S. 345) beschrieben. Die Diagnose, dass Befürchtungen, die eigenen Kinder hätten schlechtere Bildungschancen an Schulen mit einem hohen Anteil von Schüler/-innen «nichtdeutscher Herkunftssprache», auf strukturelle (S. 339), verschleierte (S. 344), subtile (S. 341), flüchtige und schwer fassbare (S. 348) Rassismen verweisen, wird erst über den entsprechenden theoretischen Hintergrund und eine politische Positionierung plausibel, von der man sich – gerade, wenn keine alternativen Interpretationen angeboten werden – wünscht, dass sie offengelegt würde.

In seinem Beitrag über humanitäre NGOs zeigt Jens Adam, wie gesellschaftliche Entwicklungen und diskursive Verschiebungen dazu führen können, dass sich eigentlich als «apolitisch» verstehende Akteure über eine Politisierung ihres Feldes beklagen und dabei auf unterschiedliche Begründungsrationalitäten zurückgreifen. Dieser Befund ist besonders vor dem Hintergrund spannend, dass auf internationaler Ebene auch eine gegenläufige Entwicklung zu beobachten ist, die zu einer strategischen Depolitisierung humanitärer Bemühungen führt. Als mehrdeutiges Konzept dient der Humanitarismus häufig der Verschleierung politischer und militärischer Strategien, was den Politikwissenschaftler David Chandler zur Aussage führt, dass «Humanitarian militarism, widely advocated during the 1999 Kosovo war, would have been an oxymoron before the 1990s; today it has become a tautology».[1] Insofern macht der Beitrag von Adam auch deutlich, dass die von einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Erforschung des Politischen untersuchten Dynamiken auf anderen Ebenen gänzlich anders konfiguriert sein können und dass internationale Entwicklungen sich nicht notwendigerweise in untersuchten Feldern niederschlagen müssen. In den Blickpunkt geraten oder besser im Blickpunkt bleiben damit zusätzlich zur vielfach geforderten Nachverfolgung globaler Verflechtungen auch lokale Abgrenzungen und Abschottungen, für deren Erforschung unsere Disziplin die entsprechende Expertise mitbringt.

Mit *Dimensionen des Politischen* liegt ein anregender Band mit zahlreichen Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen und Diskussionen vor, der in vielfältigen Beiträgen aufzeigt, wie intensiv die empirisch-kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit «dem Politischen» sich gestaltet und – so lässt sich vermuten – in den kommenden Jahren auch weiterhin gestalten wird.

STEFAN GROTH

1 Chandler, David: The Road to Military Humanitarianism: How the Human Rights NGOs Shaped a New Humanitarian Agenda. In: Human Rights Quarterly 23/3 (2001), 678–700, hier S. 698.

Sieferle, Barbara: Zu Fuss nach Mariazell. Ethnographie über die Körperlichkeit des Pilgerns.

Diss. Universität Innsbruck 2017 (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, Bd. 4). Münster: Waxmann, 2017, 300 S., Ill.

«Vom Gehen»[2] – damit ist eines der aktuellen Themen in der Europäischen Ethnologie beziehungsweise der Volkskunde benannt. Erst durch die Fokussierung wird so das alltägliche Handeln zu einem aussergewöhnlichen Geschehen. Gemeint ist nicht das Bewusstwerden einer elementaren Fähigkeit nach Verlust oder Beeinträchtigung durch einen Unfall oder eine Krankheit. Es geht vielmehr um die Erfahrung bewussten Gehens, sei es auf (prä) historischen Pfaden[3] oder auf frühzeitlichen und mittelalterlichen Pilgerwegen wie im hier besprochenen Band von Barbara Sieferle. Während Willner die Präsenz der geschichtlichen Zeit vor 5200 Jahren, als «Ötzi» gelebt haben muss, sucht und analysiert, konzentriert sich Sieferle auf Präsenzerfahrungen, die durch die Körperlichkeit des Gehens vermittelt werden. Beide Forscherinnen gehen empirisch vor und begleiten rund ein Dutzend Wandergruppen auf ihrem Weg in den Alpen in Südtirol beziehungsweise nach Mariazell in der Obersteiermark in Österreich. Methodisch helfen ihnen teilnehmende Beobachtung, diskursive Praktiken und vor allem reflexive (Auto-)Ethnografie. Trotz ähnlich gelagerter Thematik sind die beiden Arbeiten sehr unterschiedlich. Dominiert bei Willner die räumlich-zeitliche Weite, ist es bei Sieferle die Nähe und Tiefe, die sich in der Analyse der Gehpraktiken einstellt: Gemeinschaftsgefühl, Religiosität, Spiritualität, Naturerlebnis, das In-der-Welt-Sein und Sportivität sind alle im Körperlichen verankert und werden als Erfahrung erst durch den Körper konstituiert. Es ist der «praktische Sinn», der uns innewohnt und leitet. Letztlich rechnet Sieferle mit René Descartes' Zweiteilung in Körper und Geist ab, die sie als irreführend ablehnt. Das ist mutig und kann wegweisend für neue Ansätze sowohl in der Alltagsforschung als auch im Einsatz von diskursiven Untersuchungen sein. Die Arbeit von Sieferle bewegt sich (auch) im nonverbalen Bereich, sie «liest» die Befindlichkeit ihrer Weggefährten an ihren Körpern, und sie toleriert und respektiert verschiedene Wanderstile und Präsenzerfahrungen, auch solche, die ihr ferner stehen, wie zum Beispiel Spiritualität oder Sportivität. Sie scheut sich auch nicht, auf eher negative Aspekte des Pilgerns beziehungsweise Wallfahrens hinzuweisen, wenn zum Beispiel verschiedene Wandergruppen einander übertrumpfen wollen oder Fusspilger eine Klasse für sich sind, während Bus- und Bahnwallfahrer oft belächelt werden. Sieferle hat das Thema der Sprachlosigkeit des Körpers sprachlich präzis erfasst. Damit ist für uns Leserinnen und Leser die diskursive Praxis zumindest ein Schritt der Annäherung.

PAULA KÜNG-HEFTI

2 Vgl. Tschofen, Bernhard: Vom Gehen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine elementare Raumpraxis. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), 58–79.

3 Vgl. Willner, Sarah: Geschichte en passant. Archäologisches Themenwandern in den Alpen als wissenschaftliche Praxis (Edition Historische Kulturwissenschaften, Bd. 2). Münster 2017 (Diss. Tübingen 2015).

Willner, Sarah: Geschichte en passant. Archäologisches Themenwandern in den Alpen als wissenschaftliche Praxis.

Diss. Universität Tübingen 2015 (Edition Historische Kulturwissenschaften, Bd. 2). Münster: Waxmann, 2017, 328 S., Ill.

Die Aufnahme der vorliegenden Dissertation in die neu gegründete Reihe «Edition

Historische Kulturwissenschaften» ist programmatisch. Band 1, herausgegeben 2014, hiess «Doing History», und um diesen neuartigen Ansatz geht es dem Herausgeber Manfred K. H. Eggert sowie dem Waxmann Verlag: Geschichte erfahrbar machen durch Handeln. Neue Wege verlangen nach neuen Forschungsfeldern und damit verbunden nach fächerübergreifenden Zugehörigkeiten. Die Autorin Sarah Willner ist Ethnologin, hat in Tübingen promoviert, bezeichnet sich selbst als Ethnografin, fokussiert dabei auf Ur- und Frühgeschichte und erforscht, zum Teil im Selbstversuch, den Beitrag von Körpereinsatz zur Erfahrung von Geschichte und zu ihrem tieferen Verständnis. Während das Nachspielen historischer Szenen, das sogenannte Reenactment, vor allem in Filmen, Museen und Stadtführungen seit einigen Jahrzehnten erfolgreich eingesetzt wird, wendet sich Willner einer anderen, ebenfalls seit den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts populär gewordenen geschichtsträchtigen Erscheinung zu, dem Wandern auf historischen Pfaden. 1993 verlieh die UNESCO dem Jakobsweg durch Spanien nach Santiago de Compostela den Titel eines Weltkulturerbes, und fast möchte man heute von einer Massenbewegung sprechen. Zeitgenossen setzen die Idee einer Pilgerreise mit ganz persönlichen Akzenten um, wobei das Treffen auf Weggefährtinnen und Weggefährten eine zentrale Rolle spielt. Nun, Willner wählte einen anderen Magnet für heutige Wanderer und Wanderinnen, nämlich den seit der Aufklärung und der Romantik gewichtigen Alpinismus. Dabei entschied sie sich für die Begegnung mit der Fundstelle der neolithischen Mumie «Ötzi». Im Zeitraum ihrer Feldforschung, 2011/12, war sie insgesamt achtmal oben auf dem Tisenjoch, wo sich die Fundstelle befindet. Sie liegt auf 3208 Metern über Meer unterhalb des Niederjochferners. Der Pass verbindet das Ötztal in Österreich mit dem Schnalstal in Südtirol. Trotz des Namens, der es so populär gemacht hat, wurde «Ötzis» Mumie nicht ins Ötztal zurückgebracht, sondern ins italienische Schnalstal und nach Bozen. Der Mann aus dem Neolithikum ist 5250 Jahre alt. Um diese grosse Zeitspanne mit eigener Vorstellungskraft in die Gegenwart heran- oder besser hereinholen zu können, braucht es die emotionale Bereitschaft, Präsenz zu erleben. Das ist kein Willensakt, aber gewisse Mittel können helfen: Das Wandern im Hochgebirge auf Themenwegen, die Alpenüberquerung, die den Raum durchlässig macht für Jäger und Sammler, aber auch Bauern, Hirten und Händler, Ausblicke über Berg und Tal, eine liebliche Alm, die zum Verweilen einlädt, Kontinuität in Raum und Zeit. Die Arbeit der Autorin war geprägt von geführten Touren, von Interviews mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die freiwillig an der Studie mitmachen wollten, und von unzähligen Informationen von Bergführern (Experten) und Informationsblättern der auf «Ötzi» spezialisierten Museen. Tourismus ist kein Widerspruch zu dieser Art von Geschichtserfahrung, sondern Teil eines neuartigen Geschichtserlebnisses. Interessanterweise waren die Mumie selber in Bozen, das Denkmal im Hochgebirge auf dem Hochlabjoch und die unscheinbare Fundstelle beim Tisenjoch meist kein Ort der Präsenzerfahrung von Geschichte. Alle Studienteilnehmenden machten sehr persönliche Erfahrungen. Die ein Jahr später durchgeführten Interviews, gestützt durch gezielte Fragen, Fotografien und Piktogramme, zeigten aber, dass sie alle von der Realität der frühen Gestalt Europas und seiner Bewohnerinnen und Bewohnern überzeugt sind und sich diese plastisch vorstellen können. Und alle Studienteilnehmenden bleiben, vielleicht nicht überraschend, dem Ziel ihres Urlaubs auch in Zukunft treu, den Alpen.

Die wissenschaftliche Erforschung von Gefühlen und ihrem Einfluss auf mensch-

liches Handeln, aber auch das Umgekehrte, nämlich der Einfluss von Handeln auf die Erzeugung von Gefühlen, sind zurzeit sehr aktuell. Man denke zum Beispiel an die verschiedenen Publikationen zu «Kitsch» von Ueli Gyr. Es ist jedoch nicht nur die Ethnologie beziehungsweise Volkskunde, die sich mit diesem Feld befasst. Auch die Soziologie weiss um die (politische) Bedeutung von Emotionen. Selbst hier geht es um Macht, denn «Ötzi» wurde ermordet. Willner nähert sich der gestellten Aufgabe – Geschichte erfahren – hauptsächlich durch teilnehmende Beobachtung an; da werden Gruppendynamiken, Selbsterfahrungserlebnisse, Kraftproben, Partnerschaften und Kontrollverlust greifbar. Diese Beobachtungen, ihre Niederschrift und Analyse sind sozusagen die raumgreifende Vorbereitung für die sieben detaillierten Tiefeninterviews, mit denen die Arbeit schliesst.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

Barfuss, Thomas: Authentische Kulissen. Graubünden und die Inszenierung der Alpen. Baden: hier + jetzt, 2018, 288 S., Ill.

Bedal, Albrecht: Alte Bauernhäuser in Baden-Württemberg und seinen Freilichtmuseen, hg. von der Arbeitsgemeinschaft der Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, Schwäbisch Hall: Selbstverlag, 2018, 373 S., Ill.

Dow, James R.: Angewandte Volkstumsideologie. Heinrich Himmlers Kulturkommissionen in Südtirol und der Gottschee. Innsbruck: StudienVerlag, 2018, 264 S., Ill.

Geisenhanslüke, Hans: Wolfsmänner. Zur Geschichte einer schwierigen Figur. Bielefeld: Transcript, 2018, 120 S.

Graf, Katharina und Niklaus Reichle (Hg.): Hinter den Gleisen. Entwicklung der Bahnhofsquartiere in Schweizer Städten. Zürich: Seismograph, 2018, 240 S., Ill.

Groebner, Valentin: Retroland. Geschichtstourismus und die Sehnsucht nach dem Authentischen. Berlin: Fischer, 2018, 224 S.

Hertz, Ellen, Florence Graezer Bideau, Walter Leimgruber und Hervé Munz (Hg.): Politiques de la tradition. Le patrimoine culturel immatériel. Lausanne: Presses polytechniques et universitaires romandes, 2018 (Savoir suisse), 160 S.

Hiltbrunner, Michael: Blaubart – Parodien eines Potentaten. Diss. Zürich 2015. Kromsdorf: Jonas, 2018 (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie, 4), 262 S., Ill.

Hoffmann, Lena: Crossover. Mehrfachadressierung in Text, Markt und Diskurs. Diss. Univ. Münster. Zürich: Chronos, 2018 (Populäre Literaturen und Medien, 12), 380 S., Ill.

Holenstein, André, Patrick Kury und Kristina Schulz: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Baden: hier + jetzt, 2018, 383 S., Ill.

Irving, Andrew: The Art of Life and Death. Radical Aesthetics and Ethnographic Practice. Chicago: HAU Books, 2017, 245 S., Ill.

Kebir, Sabine: Frauen ohne Männer? Selbstverwirklichung im Alltag. Elfriede Brüning (1910–2014): Leben und Werk. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2016, 954 S.

Keller-Drescher, Lioba: Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950). Stuttgart: Kohlhammer, 2017 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 215), 325 S.

Lege, Nora: Wie Kinder Männer und Frauen machen. Über die alltägliche Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit im Kinderkriegen. Baden-Baden: Tectum Verlag, 2017 (Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag. Reihe Sozialwissenschaften, 83), 137 S.

Mathieu, Jon, Eva Bachmann, Ursula Butz: Majestätische Berge. Die Monarchie auf dem Weg in die Alpen 1760–1910. Baden: hier + jetzt, 2018, 160 S., Ill.

Mieder, Wolfgang: In Proverbis Veritas. Sprachkulturelle, literarische und politische Studien. Münster: Waxmann, 2018, 306 S.

Neuner-Schatz, Nadja: Wissen Macht Tracht im Ötztal. Innsbruck: Innsbruck University Press, 2018 (Bricolage Monografien/Innsbrucker Studien zur Europäischen Ethnologie, 3), 227 S., Ill.

Pöttler, Burkhard und Lisa Erlenbusch (Hg.): ERBE_N. Macht – Emotion – Gedächtnis. Weitra: Bibliothek der Provinz: 2018, 300 S., Ill.

Ritter, Christian: Postmigrantische Balkanbilder. Ästhetische Praxis und digitale Kommunikation im jugendkulturellen Alltag. Diss. Zürich 2016. Zürich: Chronos, 2018 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 8), 266 S., Ill.

Samida, Stefanie: Die archäologische Entdeckung als Medienereignis. Heinrich Schliemann und seine Ausgrabungen im öffentlichen Diskurs, 1870–1890. Habil. Münster: Waxmann, 2018 (Edition Historische Kulturwissenschaften, 3), 336 S.

Schmelz, Linda: Kochen im Fernsehen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Diss. Jena 2016. Münster: Waxmann, 2018 (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 7), 436 S.

Simek, Rudolf: Trolle. Ihre Geschichte von der nordischen Mythologie bis zum Internet. Köln: Böhlau, 2018, 254 S., Ill.

Stuhl, Frauke, Horst Bredekamp, Wolfgang Schäffner (Hg.): +ultra. gestaltung schafft wissen. Dokumentation der Ausstellung und ihrer partizipativen Vermittlungsformate. Münster: Waxmann, 2017, 108 S., Ill.

Winkler, Justin (Hg.): «Gehen in der Stadt». Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar: Jonas, 2017 (Cultural anthropology meets architecture, 2), 131 S.